

## Die Krainburger Funde

Zu der reichen Ausbeute, die das Land Krain seit langem an Überresten aus der prähistorischen und römischen Zeit aufweisen konnte, stand bis vor kurzem das Ergebnis an dortigen Funden aus der sogenannten Völkerwanderungszeit in auffallendem Gegensatz. Es hatte den Anschein, als ob germanische Stämme, aus deren Gräbern wir sonst, wenigstens in Mittel- und Südeuropa, derartige Funde zu heben pflegen, in Krain niemals auch nur für eine begrenzte Reihe von Jahren festen Fuß gefaßt hätten. Schon die späteste Zeit römischer Herrschaft erschien kaum mehr durch hinterlassene Zeugnisse vertreten; von den für das fünfte Jh. n. Chr. charakteristischen Keilschnittbronzen, die sich von Oberitalien bis England, am Rhein und an der Donau so zahlreich gefunden haben, ist in Krain bisher nicht ein einziges Exemplar zutage gekommen. Noch in den letzten Neunzigerjahren des verflorbenen Jahrhunderts beschränkte sich der Bestand an „völkerwanderungszeitlichen“ Denkmalen im Museum Rudolfinum zu Laibach auf einige einfache Fibeln und Schnallen, dem Charakter nach etwa in der Zeit zwischen 550 und 650 n. Chr. entstanden, die angeblich am Heiligenberg bei Watsch aufgelesen wurden und in ihrer geringen Gesamtzahl und ihrem vereinzelt Auftreten keine Handhabe zu weiteren Schlüssen boten. Außerdem gab es die „slawischen“ Funde von Mansburg und Veldes,<sup>1)</sup> die frühestens dem VIII. Jh. angehörig, kunstgeschichtlich bereits zur Karolingischen Stufe zu zählen sind.

Seit fünf Jahren darf sich aber das Land Krain berühen, das größte Reihengräberfeld aus der Völkerwanderungszeit zu besitzen, das bisher in der österreichischen Reichshälfte aufgedeckt und durchforscht worden ist.<sup>2)</sup> Es umfaßt einen schmalen

<sup>1)</sup> Letztere bereits von ALFONS MÜLLNER hinsichtlich ihrer Provenienz sicher erkannt und in der *Argo* 1894 publiziert.

<sup>2)</sup> Die großen, durch das Museum Johanneum zu Graz ausgebeuteten Gräberfelder in Obersteier sowie das seit längerem bekannte Kettlacher gehören bereits durchaus der slawischen Periode des VIII.—IX. Jh. an; auch das

Streifen ebenen Landes am Fuße der steilen Schotterterrasse, auf welcher die heutige Stadt Krainburg steht, und die sich keilförmig zwischen die Save und den Kankerfluß vor dessen Mündung in die erstere einschleibt. Schon die äußere Situation läßt erkennen, daß es die Besatzung der zur Befestigung und Verteidigung überaus günstig disponierten und die Täler beherrschenden Terrasse gewesen ist, die zu Füßen der Feste, angetan mit ihren Waffen und Schmucksachen, samt Weibern und Kindern ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Nachdem durch wiederholte Einzelfunde auf das Vorhandensein einer Gräberstätte an dieser Stelle aufmerksam gemacht worden war, erfolgten die ersten Ausgrabungen durch den Krainburger Mühlenbesitzer PAVŠLAR, dem ein Teil des Grundes gehörte, leider nicht nach wissenschaftlicher Methode. Die Goldsachen, die hiebei zu Tage kamen, hat Prof. W. A. NEUMANN in den *M. Z. K.* 1900, S. 135 ff. publiziert und dabei auch für die übrigen Funde die spärlichen Notizen veröffentlicht, die vom Besitzer und einigen anderen Personen darüber zu erlangen waren. In systematischer Weise hat dann im Jahre 1901 die Wiener Anthropologische Gesellschaft durch B. PEČNIK einen Teil des Feldes untersuchen lassen, der sich aber leider als der mindest ergiebige erwies; einen Bericht darüber, der auch sonst wertvolle Informationen über die Krainburger Ausgrabungen enthält, hat JOSEF SZOMBATHY in den *M. Z. K.* 1902, Sp. 226 („Gräberfunde der Völkerwanderungszeit vom Saveufer bei Krainburg“ unter Beifügung eines Situationsplanes) veröffent-

Gräberfeld bei Pinguente in Istrien, dessen Ergebnisse vom Triester Museum gesammelt werden, ist im allgemeinen etwas jünger als das Krainburger, wenngleich älter als die obersteirischen, zu denen es den zeitlichen Übergang bildet. Das große Totenlager von Civezzano in Südtirol ist auf seine Ausdehnung noch nicht hinreichend erforscht und was man von seinem Inhalte bisher kennt, ist mindestens nicht älter als die Krainburger Sachen. Die Fundstätten von Eching (Salzburg), Wels (Oberösterreich), Podbaba (Böhmen) und zahlreiche andere sind viel zu bescheiden im Umfange, um sich mit derjenigen von Krainburg messen zu können.

licht. Im gleichen Jahre hat ferner das Laibacher Museum Rudolfinum daselbst Grabungen vorgenommen, über deren ansehnliches Ergebnis ALFONS MÜLLNER in der *Argo* 1901, Sp. 156 („Die Frankengräber bei Krainburg“) bereits summarisch berichtete. Endlich hat auch der genannte Herr PAVŠLAR in demselben Jahre noch einige Gräber geöffnet; der Rest der auf seinem Grundstücke befindlichen Gräber wird augenblicklich (Herbst 1903) durch den Korrespondenten der Zentral-Kommission, k. k. Gymnasialprofessor Dr. ZMAVC in systematischer Weise aufgedeckt.

Nachstehende Ausführungen verfolgen hauptsächlich den Zweck, die zu Krainburg gefundenen Bronzesachen in einer Anzahl ausgewählter Beispiele vorzuführen, wobei aber — wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß — Vollständigkeit durchaus nicht angestrebt wurde, so daß eine systematische Publikation und Bearbeitung der Krainburger Funde, die erst nach gänzlichem Abschluß der Ausbeutung des Gräberfeldes wird vorgenommen werden können, auch aus dem heute bereits vorhandenen vermutlich noch manche wertvolle Ergänzungen erbringen dürfte. Zu Grunde gelegt wurde vornehmlich derjenige Teil, der ins Laibacher Rudolfinum gelangt ist und von dem neun charakteristische Typen auf Taf. III in natürlicher Größe vorgeführt werden. Ergänzungshalber haben einige Stücke, deren Abbildungen Frau PAVŠLAR in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat, im Text Platz gefunden. Über die näheren Fundumstände der Laibacher Objekte denkt Herr ALFONS MÜLLNER in der *Argo* einen Bericht zu veröffentlichen, so daß ich mich hier auf die kunsthistorischen Betrachtungen beschränken darf, zu denen die vorgeführten Gegenstände Veranlassung geben.

Taf. III zeigt einen Kamm, vier Schnallen und vier Fibeln, die nun der Reihe nach ihre Analyse finden sollen.

An die Spitze verdient die große Schnalle Nr. 2 gestellt zu werden. Sie ist aus Bronze und war vermutlich an der Oberfläche einst durchwegs vergoldet, so daß sich der Glanz des Edelmetalles mit dem Rot der elf in hohen silbernen Kästen aufgesetzten halbkugeligen Granaten zu koloristischer Gesamtwirkung vereinigte. Beschlägplatte, Ring und Dorn bilden drei selbständige Teile.

Die viereckige Platte erscheint nach beiden Schmalseiten hin verlängert: nach der freien Seite durch zwei affrontierte krummschnäblige Vogelköpfe als Ausdrucksmittel des freien Ablaufes, nach den eigentlich funktionierenden Teilen der Schnalle hin durch einen Fortsatz aus Blech, der umgeschlagen das Scharnier für den Schnallerring herstellt. Sechs Nägel (je einer nächst den vier Ecken der Platte und in den zwei Krummschnäbeln) hielten einst das Beschläg am Ledergürtel fest. In dekorativer Hinsicht zeigt die Platte in der beherrschenden Mitte auf vertieftem, glattem Grunde fünf in die Quincunx gestellte Granaten, umzogen von einer Bordüre, deren Muster auf drei Seiten eine fortlaufende Wellenranke, auf der gegen Ring und Dorn gerichteten vierten ein Zickzack aufweist. Die gegossene, aber mit dem Stichel überarbeitete Bordüre verrät unverkennbar einen Zusammenhang mit der Keilschnitttechnik des V. Jh.; das Zickzack läßt es in der für diese Technik so charakteristischen Weise unklar, ob wir das Muster nicht als eine Doppelreihe reziproker Dreiecke aufzufassen haben, und die Wellenranke läßt zwar die im echten Keilschnitt notwendigen dreieckigen Zwickel zwischen den Gabelungen der Ranken vermissen, zeigt aber dafür den gleichen Zweck — Beseitigung jedes selbständigen Grundes für das Muster — dadurch erreicht, daß die einzelnen Windungen ganz enge aneinandergeschoben sind und für einen Grund keinen Raum mehr übriglassen, wodurch sich auch ihre fast rechtwinkelige Brechung an Stelle des reinen Halbkreissschwunges erklärt. Die vier äußersten Randleisten, die in der Abbildung glatt erscheinen, dürften unter der grünen Patina eine niellierte Doppelreihe reziproker Dreiecke bergen. Jede der vier Ecken ist in besonderer Weise durch eine kleine kreisförmige Verkröpfung markiert, aus der sich je ein Granat erhebt. Die abschließenden Vogelköpfe endlich haben die Augen aus Granaten hergestellt, am Halse eine optische Andeutung des Gefieders durch eine dichte Reihe paralleler Striche, den Schnabel endlich durch eine den äußeren Umriß wiederholende Innenzeichnung nachdrücklich hervorgehoben, worin sich zwar nicht eine haptische, wohl aber eine optische Modellierung verrät.

Der ovale Ring bildet eine auf der Unter-

seite ausgehöhlte halbe Wulst und ist gegen die Peripherie hin mit einer horizontalen geperlten Randzone besetzt. Wo das Scharnierblech von der Beschlägplatte herübergreift, ist die Halbwulst zu einer Stange verdünnt; auch an der entgegengesetzten Seite ist sie von einer Einsenkung unterbrochen, die das Bett für die Spitze des Dornes bildet. Die Stelle, wo die Halbwulst an die Stange anstößt, ist beiderseits durch je einen Raubtierkopf (der Mähne nach einen Löwenkopf) markiert, deren geöffnete Rachen die Stange festhalten; die Köpfe sind zwar gegossen, aber nicht in freier haptischer Ausladung geformt, sondern analog den Vogelköpfen der Beschlägplatte behandelt und infolgedessen gleichsam im Wulst steckend dargestellt, aus dem sie bloß oberflächlich herausschauen.

Der Dorn endlich ist ebenfalls wulstig, aber im Scheitel zu einem stumpfen Grate zugespitzt: sein freies Ende ist gekrümmt, gegenüber dem Stiele durch eine Einschnürung abgegrenzt und an beiden Flanken mit je einer mehr gravierten, als geformten Wange dekoriert (denn an Augen wird man bei der Größe und der Halbkreisform dieser Ziermotive kaum denken dürfen). Das scharnierseitige Ende des Dorns markiert ein kreisförmiger Schild mit drei gravierten gekreuzten Linien.

Wenn die Schnalle als Ganzes auf moderne Beschauer einen bestimmten rohen und barbarischen Eindruck macht, so stammt dies hauptsächlich von der unreinen Zeichnung der Umriss, ferner von gewissen uns ungewohnten Verhältnissen, die wir darum als Mißverhältnisse empfinden. Ihnen steht eine ganze Reihe künstlerischer Feinheiten gegenüber, die einem barbarischen Empfinden nicht zuzumuten wären: so das Wiederklingen der Granatenmusterung der Mitte in den Verkröpfungen der vier Ecken; die Abstufung in der Reihe von Säumen der Bordüre, die Ecklösungen der letzteren und namentlich die Beschränkung der einfassenden Wellenranke auf die drei neutraleren Seiten, während gegen die Funktionsseite das kräftigere, richtungweisende und verbindende Zickzackmuster Anwendung gefunden hat. Was hingegen die auffallende und gänzlich unantike Behandlung der Löwenköpfe betrifft, die sich vom Ringwulst in dem sie stecken,

nicht loszutrennen vermögen, so ist dieselbe keineswegs auf barbarisches Unvermögen oder Nachlässigkeit zurückzuführen, sondern entspricht einem leitenden Grundgesetze der spätrömischen Kunst, das sich nicht allein in der analogen Behandlung der krummschnäbligen Vogelköpfe und der Dornspitze, sondern auch in den vier verkröpften Ecken der Beschlägplatte kundgibt, denn diese versinnlichen in ähnlicher Weise ein halbes Sichlosringen an Stelle einer freien Gliederung der Umriss. Eine ebenso bewußte künstlerische Absicht (auf Verneinung jedes selbständigen Grundes, von dem sich das Muster in tastbarer Freiheit erheben könnte) hat ferner die Wellenranke in der Bordüre gestaltet, deren unklare optische Erscheinung und eckige Brechung man vom Standpunkte der klassischen und der Renaissancekunst (deren bezügliche Auffassung auch wir Moderne noch teilen) nicht minder als barbarisch, d. h. als unbeabsichtigt roh und ohnmächtig auffassen könnte. Endlich wurden auch die für uns Moderne so fühlbaren Disproportionen, z. B. an den Vogelköpfen, an Ring und Dorn, von den Spätrömern nicht als solche empfunden; die Erzeuger und Träger der Schnalle besaßen ebensogut einen Sinn für Verhältnisse, wie jede andere Kulturperiode, wenn auch die ihnen zusagenden Verhältnisse, die nicht bloß durch die reinen Formwerte bestimmt waren, (wie namentlich die obligate übergroße Bildung der Augen beweist) weder die klassischen, noch die modernen gewesen sind und bisher noch nicht ihre genaue Formulierung erfahren haben. So reduziert sich das wirklich „Barbarische“ an unserer Schnalle im wesentlichen bloß auf die mangelhafte Reinheit der Umriss und eine damit zusammenhängende Plumpheit, soweit diese auf der unscharfen Absetzung der Teile gegeneinander beruht und nicht allein schon in der grundsätzlichen Abneigung der spätrömischen Kunst gegen haptische Gliederung und Gelenkigkeit begründet ist.

Die Sp. 223 abgebildete, auf Pavšlarischem Grunde gefundene Schnalle (Fig. 207) stimmt mit der bisher betrachteten in allem wesentlichen überein; die S-Ranken der Bordüre stehen dem Keilschnitt noch etwas näher und sind daher auch reiner aus der Kreisform heraus konstruiert. Die reziproken Dreieckreihen in Niello auf den Rand-

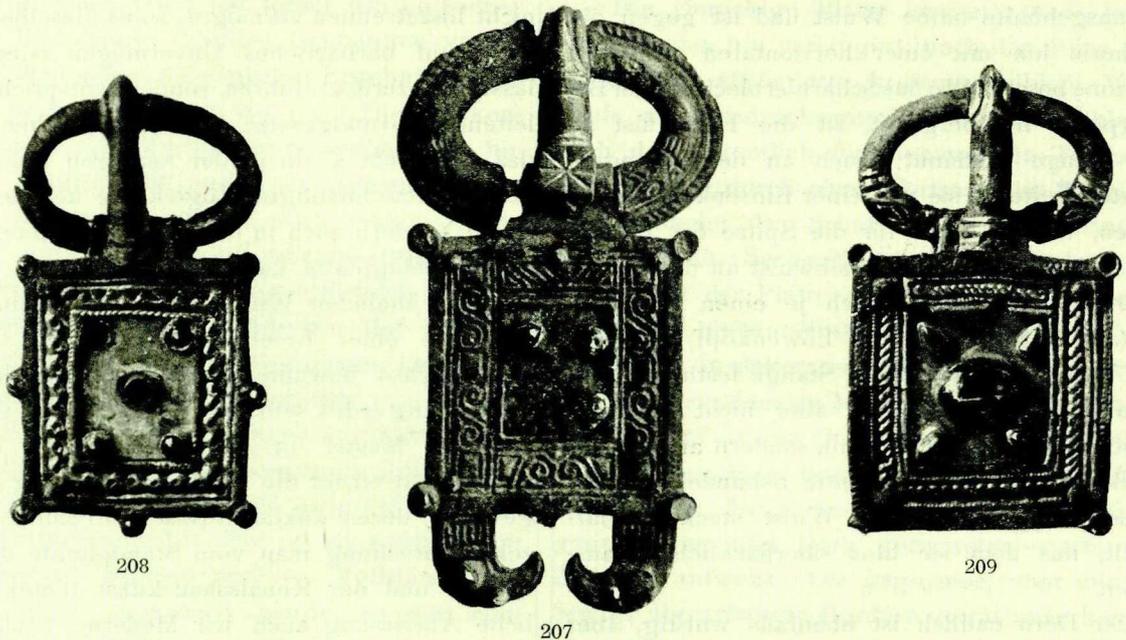


Fig. 207 Bronzeschnalle mit aufgesetzten Granaten. Sammlung PAVŠLAR, Krainburg;  
 Fig. 208 und 209 Bronzeschnallen mit aufgesetzten Granaten. Aus Darniš. Museum zu Knin

leisten treten an diesem Beispiele völlig deutlich zutage.

Schnallen der gleichen Grundbeschaffenheit sind nun bereits in einer ganzen Anzahl von Exemplaren bekannt geworden. Vor allem ist da ein geschlossener Grabfund aus Monastero (bei Aquileia) im Besitze des Herrn Eugen Baron v. Ritter-Zahony zu Görz zu erwähnen,<sup>1)</sup> der nebst einer großen Schnalle ähnlicher Art zwei große Fibeln, ein kleines beschlägloses Schnällchen und eines von jenen ovalen, einseitig zugespitzten römischen Büchsen enthielt, die von den einen für Parfümbehälter, von anderen als Siegelkapseln erklärt wurden; seinen Deckel schmückt ein teilweise emaillierter Phallus. Die Schnalle von Monastero hat weit reinere Umrisse als die beiden Krainburger; namentlich der Ring weist eine sehr scharfe Profilierung auf. Die Bordüre enthält ein Flechtband, das unterschiedlos um alle vier Seiten umläuft; dagegen fehlen die Raubtierköpfe des Ringes und die Vogelköpfe des Beschlägs. Die beiden mitgefundenen Fibeln zeigen auf der halbkreisförmigen „gefingerten“ Kopfplatte eine radiante Komposition des Strichpunktornaments, das

<sup>1)</sup> Seine Publikation im II. Bande der »Spätromische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn« steht bevor.

in der oströmischen Kunst des VI.—VIII. Jh. die wichtigste Rolle gespielt hat.<sup>1)</sup> So sehen wir in dem Grabfunde von Monastero neben einem minder barbarischen Charakter der Schnalle unzweifelhaft oströmische Zierelemente an den Fibeln einhergehen, was die Entstehung dieser drei Objekte<sup>1)</sup> in einem Atelier eines führenden Kulturlandes wahrscheinlich macht, das nach der Sachlage im VI.—VIII. Jh. wohl nur innerhalb der oströmischen Einflußsphäre gesucht werden kann. Wenn man aber hienach versucht wäre, auch das Fehlen der Raubtier- und Vogelköpfe an der Schnalle von Monastero für ein Symptom des Nichtbarbarismus zu erklären, so ist dagegen sofort geltend zu machen, daß an den mitgefundenen Fibeln sowohl ein Tierkopf (als Ablauf der Fußplatte) als krummschnäblige Vogelköpfe (die Fußplatte beiderseits flankierend) vorkommen.

Tiefer nach Italien führen uns eine ähnliche Schnalle im British Museum, die aus Florenz

<sup>1)</sup> Der Nachweis bei RIEGL, Spätromische Kunstindustrie I 204 f.

<sup>1)</sup> Von den übrigen zwei mitgefundenen Sachen ist das einfache beschläglose Schnällchen der wulstigen Bildung und den Proportionen nach gleichzeitig mit den drei oben geschriebenen Sachen, das römische Büchsen etwa zwei Jahrhunderte älter.

stammt, allerdings im Handel erworben und daher nicht absolut zuverlässigen Fundorts; zwei andere, die ich mir als im Besitze des Goldschmiedes A. Castellani in Rom befindlich notiert habe; endlich eine im Museum von Ascoli Piceno, sicher in der dortigen Umgebung gefunden, die ja auch das berühmte longobardische Gräberfeld von Castel Trosino umfaßt. Die Bordüre des Beschlägs der askolanischen Schnalle zeigt an der Scharnierseite das Zickzack der Schnalle des Laibacher Museums, an den drei übrigen Seiten das Flechtband derjenigen von Monastero.

Weiter nach Osten gelangen wir durch zwei Fundstücke aus der Umgebung von Darni in Dalmatien (im Museum zu Knin), die P. Marun im Jahre 1896 ausgegraben hat und deren Abbildungen (Fig. 208, 209) ihre enge Verwandtschaft mit den Krainburger Fundstücken unschwer erkennen lassen. An der einen Schnalle bemerkt man noch immer Zickzack und Flechtband in der gleich charakteristischen Verteilung wie etwa an der Schnalle von Ascoli Piceno; nur ist der Keilschnittcharakter ihrer technischen Erscheinung in noch höherem Maße verloren gegangen, was namentlich am Zickzack deutlich hervortritt und auf eine etwas vorgeschrittenere entwicklungsgeschichtliche Phase, wahrscheinlich auch auf etwas spätere Entstehungszeit schließen läßt. Dagegen fällt an den Raubtierköpfen des Ringes der anderen Schnalle der verhältnismäßig haptische Charakter ihrer Formbildung auf; auch die Wangen beider Schnallen lösen sich, was übrigens auch an jener von Monastero zu beobachten ist, tastbar freier als an den Krainburgern von der Dornspitze los.

Noch weiter ostwärts führt uns endlich eine Gruppe verwandter Schnallen, die in Südrußland zu Tage gebracht wurden und nun größtenteils in verschiedenen europäischen Sammlungen zerstreut sind; z. B. eine im Breslauer Altertümernuseum, ferner zwei in skandinavischem Besitze, die Dr. F. R. MARTIN im *Manadsblad* 1894, S. 25, (Fibulor och söljor fran Kertsch) publiziert hat; eine weitere ist im *Otschet der kais. archäol. Kommission in St. Petersburg* 1893, S. 129, Fig. 133 abgebildet, zu welcher ein ungarisches Fundstück in *Hampels Atlas I*, Taf. 62, Nr. 1a eine enge Parallele bildet, — letzteres namentlich dadurch bemerkenswert, daß daran die zwei Raubtierköpfe

der Krainburger Schnallen genau in der gleichen charakteristischen Verwendung und stilistischen Behandlung wiederkehren. Mehr der Kuriosität halber sei noch ein allerdings bloß fragmentarisch erhaltenes spanisches Fundstück (Fig. 210) aus dem Museo arqueologico zu Madrid hinzugefügt; man wird sich dabei erinnern, daß die westgotischen Votivkronen von Guerrazar unzweifelhaft oströmische Kunstelemente, darunter insbesondere das Strichpunktornament in ganz bestimmter Anwendung aufweisen.

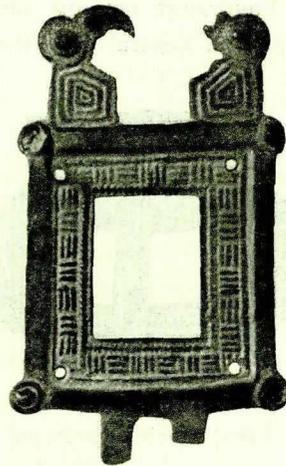


Fig. 210 Bruchstück einer Bronzeschnalle<sup>3</sup> mit aufgesetzten Granaten. Madrid, Museo arqueologico

Die vorstehende Liste erhebt zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit, wohl aber denjenigen die Fundgebiete im allgemeinen scharf zu charakterisieren: es sind fast ausschließlich die Mittelmeerländer, und darunter insbesondere Italien, die Balkanhalbinsel und Südrußland. Entwicklungsgeschichtlich erweist sich dieser Schnallentypus als eine Vereinigung von zwei älteren Typen, die in zwei verschiedenen Jahrhunderten aufeinander gefolgt waren. Die konzentrische Dekoration mittels einer durch haptische Elemente hergestellten Quincunx begegnet im IV. Jh.: so an einem Gürtelbeschlag aus Nydam (Engelhart, *Nydam Mosefund*, Taf. V, 26), wo noch scharf geformte Metallbuckel die Stelle der späteren farbigen Steine vertreten; ferner an der Schnalle von Sackrau (Grempler, *Der 2. und 3. Fund von Sackrau*, Taf. III, 19) und endlich an einer aus Cöln (im Mainzer Museum, publiziert in der *Westdeut-*

schen Zeitschrift 1894, S. 294 ff. Taf. VI, 4). Die haptischen Ausladungen der Quincunx halten da noch den koloristischen Elementen die Wage, die an anderen, mit den erwähnten Schnallen mitgefundenen Gegenständen hauptsächlich durch das Niello repräsentiert sind.

Das V. Jh. hat in weiterer Steigerung der koloristischen Richtung die haptischen Ausladungen auf glattem Grunde vollständig unterdrückt und an ihre Stelle die Keilschnittverzierungen gesetzt; ferner hat es gegenüber der früheren konzentrischen Komposition eine einseitig gerichtete longitudinale bevorzugt (analog dem Gegensatz des Langbaues zum Zentralbau), wobei die vier-



Fig. 211 Bronzeschnalle mit Tauschierung.  
Trier, Provinzialmuseum

eckige Form der Beschlägplatte in der Regel beibehalten und nur vereinzelt um einen dreieckigen Ablauf verlängert wurde. Charakteristisch für diese Keilschnittarbeiten des V. Jh., die hauptsächlich von der Ausstattung germanischer Auxiliaren im römischen Heere stammen dürften, ist das Aufkommen der Löwenköpfe am Schnallenreif, dessen Scharnierstange sie mit den Zähnen festhalten. Eines der frühesten Beispiele ihres Auftretens bietet die nebenan (Fig. 211) abgebildete Schnalle aus dem Provinzialmuseum zu Trier. Die Köpfe behaupten hier, gegenüber ihren Nachfolgern an den Krainburger Schnallen, noch wesentlich eine haptische Form; den Kolorismus bestreiten noch hauptsächlich Niello und Tauschierung; und die liegenden zwei S-Ranken sind nicht einmal im Keilschnitt ausgeführt, so daß wir diese Schnalle mit aller Wahrscheinlichkeit noch dem IV. Jh., etwa der theodosianischen Zeit, zuweisen dürfen. Aber ihre Vorbildlichkeit für die späteren Bildungen, wie sie uns an den Krainburger Schnallen u. s. w. entgegnetreten, ist doch ganz unverkennbar:

Ring der ist zwar noch schärfer und gratiger modelliert, aber schon mit der horizontalen, gemusterten Randzone versehen; der nicht minder klar profilierte Dorn zeigt das kreuzgemusterte Schildchen am Ansatz und die Wangen (in verhältnismäßig haptisch-freier Loslösung) am spitzen Ende; die Beschlägplatte endlich ist an drei Seiten mit einer fortlaufenden Wellenranke, an der vierten, gegen das Scharnier hin gerichteten, mit einer Blattrreihe bordiert. Bald darauf tritt der Keilschnitt in den Schnallen dieses Typus auf, und zwar entweder mit dem Niello vereinigt oder in ausschließlicher Verwendung. Von einschlägigen Beispielen aus den Rhein- und Donauländern findet sich eine Anzahl in der „Spätromischen Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn“, S. 154 ff. Taf. XVIII—XXII besprochen und zur Abbildung gebracht; sehr lehrreiche Funde einschlägiger Art, die sich als die Hinterlassenschaft fränkischer Auxiliaren darstellen, wurden auch in Nordfrankreich und in der Gegend von Namur gemacht.

Inwiefern nun die Schnallen vom Krainburger Typus die Nachfolge der miteinander vereinigten Formtypen und Dekorationssysteme des IV. und V. Jh. darstellen, bedarf kaum noch einer besonderen Auseinandersetzung. Der Keilschnitt ist dabei seichter und im Ausdruck weicher geworden und die Buckel der Quincunx erscheinen jetzt ausschließlich farbig (rote Granaten) und dabei muglig, d. h. sie haben den früheren mehr oder minder scharfen Schliff eingebüßt, der den Steinen trotz ihrer Buntfarbigkeit noch immer einen tastbar-begrenzten Charakter gegeben hatte. Die Tendenz auf das Weiche, Quellende und Unbestimmte hat offenbar zugenommen. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung zwingt uns sonach, die in Rede stehende Gruppe von Bronzearbeiten der Zeit, die unmittelbar auf die Herrschaft des scharfen Keilschnittes gefolgt ist, d. h. frühestens dem VI. Jh. zuzuweisen.

Diese Andeutung über die historischen Vorstufen der Krainburger Schnallen darf in Bezug auf einige Einzelheiten noch eine kleine Erweiterung erfahren. Die Verkröpfungen an den vier Ecken der Beschläge finden sich bereits an den kleinen römischen Emailfibeln des II. und III. Jh. n. Chr. vorgebildet, doch erscheinen sie an diesen fast noch rein als freie Gliederungen deren ent-

wicklungsgeschichtliche Vorstufe kleine abzweigende Ranken von kreisförmiger Einrollung gebildet haben dürften. Daran schließen sich bronzene Gürtelbeschläge des IV. Jh. von jener Art, wofür ich in der „Spätromischen Kunstindustrie“ S. 169, in Fig. 78 Beispiele aus Spalato gegeben habe; die kreisrunden Ausladungen sind auch hier noch, wie schon an jenen Emails, durch eingepunzte Kreise mit zentralem Punkt markiert, die hier besonders deutlich ihre Abkunft von eingewickelten Rankenvoluten verraten (vgl. Fig. 215). Seit dem V. Jh. begegnet die gleiche Neigung an Schnällchen mit Granateinlage gleich Fig. 212; die drei Ausladungen sind in diesem Falle durch die Köpfe der Nadeln motiviert, welche Riemen und Schnalle zusammenhielten. An den Krainburger Schnallen sind an Stelle der Nagelköpfe

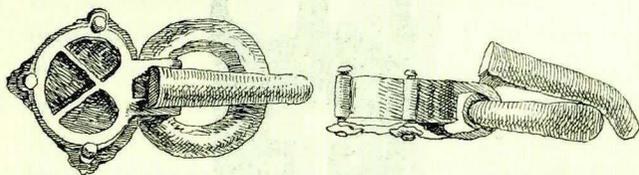


Fig. 212 Goldschnällchen mit Granateinlage, Draufsicht und Seitenansicht. Bologna, Museo civico

die Granaten getreten; aber auch noch im VII. und VIII. Jh. läßt sich die gleiche Stilneigung an den großen und starken Schnallen nachweisen, die an den Rändern mit gewaltigen, kalottenförmigen, im Halbkreis ausladenden Knöpfen besetzt sind. Man ist versucht, darin die gleiche Tendenz zu erkennen, die in der gleichzeitigen Architektur beständig Veranlassung gegeben hat, von geraden Wänden halbrunde Exedren ausspringen zu lassen.

Die Tierköpfe der Krainburger Schnallen haben wir an der Trierer Schnalle noch deutlich als Löwenköpfe zu bestimmen vermocht. Von den krummschnäbligen Vogelköpfen soll hier nur soviel gesagt sein, daß auch sie bereits im IV. Jh. auf dem Gebiete der mittelländischen Dekoration nachzuweisen sind. Für eine ausführliche Erörterung über ihren Ursprung ist an dieser Stelle kein Raum.<sup>1)</sup> Ich beschränke mich daher auf die

<sup>1)</sup> Zuletzt hat darüber Salomon Reinach in der Revue archéologique 1901 S. 35 ff. gehandelt und den entwicklungs-geschichtlichen Zusammenhang der krummschnäbligen Vogelköpfe in der völkerwanderungszeitlichen Dekoration mit dem altjónischen Greifen geschickt nachzuweisen versucht.

Bemerkung, daß es stets Raubtierköpfe mit geöffnetem Rachen oder Vogelköpfe mit sehr kräftigem Schnabel sind, denen wir in dieser Dekoration begegnen: daß also daran die Organe des Beißens und Hackens, das ist des Kampfes und Streites, in ganz besonderer Weise betont erscheinen. Daß ein Typus viele Jahrhunderte hindurch in Gebrauch gestanden wäre, ohne daß sich seine Verfertiger oder Träger etwas dabei gedacht hätten, ist doch wohl nicht zulässig; wir müssen also annehmen, daß es den Leuten vom IV. bis zum VIII. Jh. ästhetische Befriedigung bereitet hat, solche Sinnbilder wehrhaften Kampfes stets vor Augen zu haben. Hatten doch schon die Altorientalen in der bekannten Gruppe des Löwen, der den Stier niederreißt u. ä. zu ihrem Behagen den Ordnung schaffenden und garantierenden Sieg des Stärkeren über den Schwächeren geschaut; die Germanen des beginnenden Mittelalters haben zwar für diese echt orientalische Auffassung gewiß kein Verständnis besessen, aber dafür möchte ihr individualistisches Gefühl durch die oben erwähnten Sinnbilder der Kampflust Erhöhung und Befriedigung erfahren haben und der Charakter dieser Stämme, wie er uns geschichtlich durch tausendfache Zeugnisse überliefert ist, läßt jene Annahme wohl gerechtfertigt erscheinen.

Von den übrigen drei Schnallen auf Taf. III zählen Nr. 3 und 4 zu den beschläglosen, wie sie im I.—III. Jh. die Regel gebildet hatten; ihrer wulstigen Bildung halber konnten aber auch diese Stücke nicht früher entstanden sein als die vorhin erörterten. Die Schnalle Nr. 3 zeigt eine feine lineare Musterung durch reichlich eingepunzte Motive, aber von nicht ganz reiner Zeichnung. Die Schnalle Nr. 4 gehört einem Typus an, der namentlich im VII. Jh., in einer noch etwas derberen und plumperen Form, die gewöhnlichste Marktware abgegeben haben muß. Das Krainburger Exemplar bewahrt verhältnismäßig noch eine scharfe Profilierung; den Ansatz des Dornes zierte ein Schild, dessen mit den komplementären Motiven<sup>1)</sup> zusammenhängende Form (Kurvenschild, nach den kontrastierenden Kurven aus denen sein Umriß hauptsächlich gebildet ist) in dieser Funktion seit dem V. Jh. angewendet, im VII. Jh. sogar die obligate geworden ist. Der obere Ab-

<sup>1)</sup> Spätromische Kunstindustrie S. 142 f.

schluß des Schildes, mit zwei scharf gegeneinander abgesetzten Plättchen, läßt im Verein mit der relativ scharfen Profilierung von Ring und Dorn auf eine Entstehung in einem mittelländischen Atelier schließen.

Die Schnalle Nr. 9 endlich, aus Weißbronze, erweist sich schon darin als merkwürdig, daß sie bloß aus zwei Teilen zusammengesetzt ist, indem der viereckige Ring zusammen mit der Beschlägplatte aus einer Form gegossen erscheint. Charakteristisch für die Behandlung im allgemeinen ist die durchgängige Profilierung mit abgeschrägten Außenkanten; eine solche begegnete bereits an



Fig. 213 Schnalle aus Weißbronze. Cividale, Museo

Schnallen des III. und IV. Jh. und setzt mit der zweiten Hälfte des VI. Jh. abermals ein, um dann im VII. Jh. wenigstens an den Bronzeschnallen schlankweg ein unabweisliches Stilerfordernis zu werden. Auch die viereckige Ringform weist auf zahlreiche Vorbilder des III. und IV. Jh. zurück. Höchst auffallend ist ferner die plastische, wenn auch wulstig geformte Rippe, die die längliche Beschlägplatte in der Mitte halbiert. An Stelle der Verkröpfungen sind dagegen weit ausladende Voluten getreten; ein germanischer oder von Haus aus für germanische Besteller arbeitender Bronzewarenerzeuger hätte sich wohl nicht die Gelegenheit entgehen lassen, die Voluten durch Hinzufügung je eines kleinen gemugelten Granaten oder selbst durch ein bloß eingeschlagenes Kreisornament als krummschnäbligen Vogelkopf

zu deuten, für welches letzteren Fall wir in der Tat ein Beispiel aus Cividale (Fig. 213) besitzen. Betrachtet man endlich den Dorn, und zwar die gespaltenen Enden, in welche der Kurvenschild oben ausläuft und zwischen denen der scharfgratige Dorn selbst wie aus einem Blattkelche hervorstößt, so vollendet sich damit das Bild eines Objektes von so sicherer und selbständiger Stilbeschaffenheit, daß wir es nicht anders als in dem Atelier eines führenden Kulturstaates entstanden denken können.

Von einer andern Bronzeschnalle, die sich in PAVŠLARSCHEN Besitze befindet (Fig. 214), läßt es sich durch äußere Umstände wahrscheinlich machen, daß sie nicht an Ort und Stelle ihres Auftauchens

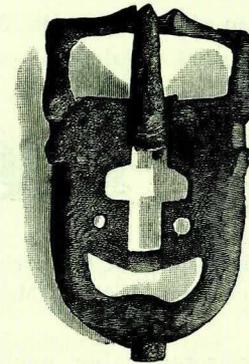


Fig. 214 Bronzeschnalle. Sammlung PAVŠLAR, Krainburg

gearbeitet, sondern im Wege des Handels dahin gelangt ist. Sie zählt zu den durchbrochenen Schnallen, die auf dem gleichen ostmittelländischen Fundgebiete, wie die vorhin erörterten großen Schnallen, und unter Umständen die auf eine Entstehung im VI. und VII. Jh. hinweisen, sehr zahlreich zutage gekommen sind.<sup>1)</sup> Die äußere Form erinnert mit ihren Abschrägungen der Außenkanten, mit den kräftigen Schultern, die buckelartig ausladen und eine innere Spannung der Formgebung verraten, und mit dem kurzen aber gedungenen Knopf am unteren Ablaufe an die zuletzt besprochene Schnalle des Laibacher Rudolfinums (Nr. 9). Das durchbrochene Muster wiederum hängt ganz enge mit ähnlichen, aus Punkten und Halbmonden gebildeten zusammen, die in Gravierung ausgeführt auf Fundstücken vornehmlich oströmischen Fabrikates aus Castel

<sup>1)</sup> Vgl. Spätromische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn S. 153f.

Trosino (jetzt im Thermenmuseum zu Rom) vorkommen. Ein phantasiereicher Germane mochte freilich in der Kombination der Durchbrechungen Augen, Nase und Mund eines Menschen erblicken.

Der gleiche Typus ist nun auch an weit abgelegenen Orten zutage gekommen. Im Museum von St. Germain-en-Laye liegt ein Beispiel aus Conflans sur Seine von der gleichen Form und mit derselben durchbrochenen Komposition von Kreuz und Halbmond, nur ohne die beiden „Augen“. Ein zweites Beispiel ist zu Olympia<sup>1)</sup> ans Licht gekommen; es enthält alle Eigenschaften des erwähnten französischen Stückes und außerdem sogar die „Augen“ des Krainburger Exemplars, jedoch vervierfacht und in Form von eingeschlagenen Kreisen mit zentralem Punkt ausgeführt. Wenn wir hienach Beispiele des gleichen Typus von demselben Material und von übereinstimmender sicherer Mache an so disparaten Fundorten wie im Herzen Frankreichs, an der oberen Save und im Peloponnes antreffen, so wird uns wohl die Annahme eines Exportes aus einem gemeinsamen Produktionszentrum, das diesfalls kaum außerhalb der Einflußsphäre des oströmischen Reiches gesucht werden könnte, zwingend nahegelegt.

Von den Fibeln wären zunächst die S-förmigen Nr. 5 und 6 aus vergoldetem Silber zu betrachten. Ihre S-Form selbst ist nichts anderes als eine bewegte Zentralform, weshalb sie auch zur großen Klasse der Zentralfibeln gezählt werden dürfen, wiewohl ihre zentralen Beziehungen nicht so stabile und ruhige sind wie bei den Scheibenfibeln, denn an den S-Fibeln erscheinen die gleichen Teile um einen gemeinsamen Mittelpunkt in rotierende Bewegung versetzt. In der Kunst des VI. bis VIII. Jh. ist dieses Kompositionsprinzip sehr beliebt gewesen; aber seine früheste Entstehung datiert gegen diese Zeit ungeheuer weit zurück, denn das genannte Prinzip liegt ja bereits dem viel erörterten uralten Hakenkreuz zugrunde. Die Latène-Periode hat es in einer Weise angewendet, die zu den S-Fibeln bereits nahe Verwandtschaft zu ver raten scheint; aber auch an den durchbrochenen Schmucksachen aus Bronze, die die römischen Soldaten am Rhein und an der Donau, namentlich

<sup>1)</sup> Ausgrabungen von Olympia IV, Taf. 62, Nr. 1150, im Text als „vielleicht der byzantinischen Periode angehörig“ bezeichnet.

im II. Jh. getragen haben, begegnet man der Wirbelkomposition keineswegs selten.<sup>1)</sup>

Die wirbelnden Elemente sind an beiden vorliegenden Schnallen durch Köpfe von Lebewesen gebildet. An der Fibel Nr. 5 ist es ein Vogelkopf mit dem starken krummen Schnabel, dessen Bedeutung bereits früher erörtert wurde. Außer dem Schnabel sieht man vom Kopf eigentlich bloß das mächtige Auge, das hier durch einen Tafelgranaten ausgedrückt ist. Die Fortsetzung kann man als Leib fassen; eine Reihe von Schraffenlinien in ziemlich scharfem Keilschnitt ist nur dazu bestimmt, die Fläche optisch zu beleben. Die Fibel Nr. 6 hingegen zeigt zwei Köpfe (wovon nur einer vollständig erhalten) eines Tieres mit Auge, das diesmal durch einen eingeschlagenen Kreis mit zentralem Punkt ausgedrückt ist, und mit weit aufgerissener langer Schnauze, deren obere Lefze geradeaus und etwas konkav verläuft, während die untere zurückgebogen und in Kreisform eingerollt ist. Es ist dies eine Bildung des Tierrachens, die man sich in der Regel für spezifisch nordisch anzusehen für berechtigt hält; ihr Charakteristisches liegt in der linearen, möglichst körperlosen Gestalt der Schnauze, die sich unmittelbar an den nur durch ein mächtiges Auge markierten Kopf ansetzt, ferner in einer unverkennbaren Empfindung für die mit Geraden wechselnde gebogene Linie. Die Verbindung zwischen beiden wirbelnden Köpfen ist ähnlich wie an Nr. 5, jedoch diesmal ohne Betonung der neutralen Mittelpartie, durch eine den Windungen folgende Schraffierung mittels kleinteiligen Keilschnittes belebt.

Neben den betrachteten zwei Zentralfibeln haben sich zu Krainburg auch Langfibeln von der Art der Nr. 7 und 8 gefunden. Charakteristisch dafür ist die Teilung in Kopfplatte, Bügel- und Fußplatte.<sup>2)</sup> An der Fibel Nr. 7, die den verbreitetsten Typus repräsentiert, zeigt die Kopfplatte die Halbkreistorm. Innen ist sie in mehrere kon-

<sup>1)</sup> Vgl. Spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn Taf. XIII und XIV.

<sup>2)</sup> Diese sich von selbst aufdrängende Bezeichnung steht allerdings in Widerspruch mit der Art und Weise, in welcher die Langfibeln gebraucht wurden, denn mindestens die Spätrömer im Osten und Westen haben sie in verkehrter Stellung (das Fußstück nach oben) an der Schulter befestigt getragen.

zentrische Zonen unterteilt; die äußere davon ist mit einem durch reihenweise eingepunzte Grübchen gemusterten Wulst (in welcher Weise z. B. auf einer der Derniſer Schnallen, Fig. 208, das vorbildlich gewesene Flechtband optisch andeutend wiedergegeben erscheint), die innere mit einer in verweichtem Keilschnitt ausgeführten Schraffierung verziert, die fächerartig der Entfaltung der Peripherie folgt. Außen ist die Kopfplatte mit fünf radianten balusterförmig profilierten Zapfen (Fingern) besetzt, wodurch die zentrale Grundbedeutung der Kopfplatte (halbe Scheibenfibel) in ähnlicher Weise vollständig klar ausgedrückt erscheint, als durch die Apsidien einer Kirchenapsis.

Der breite Bügel ist der Länge nach von drei plastischen Rippen (je eine in der Mitte und an jedem Rande) von viereckigem Querschnitt durchzogen, zwischen denen seichte Furchen eingebettet liegen; ob mindestens die Mittelrippe in der üblichen Weise mit einer niellierten Doppelreihe reziproker Dreiecke verziert ist, war bei der Untersuchung des (patinierten) Originals nicht zu erkennen.

Die Fußplatte endlich, in Form einer gestreckten Raute von ungleicher Seitengröße, zeigt in ihrem Innern die schon öfter bemerkte Neigung, im Muster den Außenumriß wiederklingen zu lassen. Um eine kleine plastische Raute in der Mitte legt sich konzentrisch eine Anzahl von Linien, die nur einmal für eine breitere Zone (mit Grübchen punzierter Wulst, wie an der Bordüre der Kopfplatte) Raum lassen. Ebenso wenig bieten uns die Verkröpfungen am Rande etwas neues, deren einstiger Granatenschmuck verloren ist. Der Ablauf der Fußplatte ist durch einen Tierkopf mit stumpfer Schnauze bezeichnet, dessen mangelhafte Erhaltung eine eingehende stilistische Erörterung nicht gestattet, so daß ich mich auf die Bemerkung beschränke, daß seine Formbehandlung etwa derjenigen der zwei Vogelköpfe an der großen Schnalle entspricht.

Der Versuch, die Genesis dieses im VI. und VII. Jh. vorherrschenden Fibeltypus zu entwerfen, würde hier zu weit führen. In der speziellen Form und Dekoration, in der er uns in Krainburg entgegentritt, wird er überall dort angetroffen, wo sich Schnallen von der Art Nr. 2 gefunden haben. Charakteristisch dafür ist die grundsätzliche

Ausschließung aller Tierelemente aus der Flächendekoration; es begegnet nur als Stangenhalter am Schnallenring und als freie Endigung der Schnallenbeschläge und Fibelfüße, ferner in Form flügelartiger Ansätze an den Fußplatten der Fibeln (in seltenen Fällen auch an den Zapfen der Kopfplatten an Stelle einzelner Balusterknöpfe), wofür bereits früher ein Beispiel aus Monastero genannt wurde; besonders die letztere Verwendung weist auf eine genetische Verbindung mit den Keilschnittarbeiten des V. Jh. hin. Und zwar sind es stets Raubtierköpfe mit gewaltig ausgebildeter Schnauze oder Raubvogelköpfe mit drohend gekrümmtem Schnabel, an denen sonst fast nur noch das Auge in besonders sinnfälliger Weise betont erscheint. Dagegen ist schon die Anbringung vollständiger Tiere, wie sie an den Beschlägplatten der Keilschnittschnallen des V. Jh. vorkommen, an den Fibeln der in Rede stehenden Gattung, soweit sie bisher bekannt geworden sind, ausgeschlossen gewesen. Diese grundsätzliche Ablehnung des Tierornamentes in größerem Umfange und das Beharren bei der auf der Rankenlinie aufgebauten Dekoration, welche die klassische Überlieferung mit sich gebracht hatte, bestärkt uns in dem nicht barbarischen oder doch sehr gemäßigt barbarischen Eindruck, den diese ganze Fundgruppe, soweit wir sie bisher betrachtet haben, auf uns gemacht hat.

An der Fibel Nr. 8 läßt sich zwar die gleiche Dreiteilung beobachten, aber allein schon der erste oberflächliche Blick lehrt, daß darin teilweise verschiedene Kunstabsichten ihre Verwirklichung gefunden haben.

Das Kopfstück ist trapezförmig gestaltet. Oben schließt es nicht mit dem Halbkreis, sondern annähernd mit einem Bogensegment ab, worauf beiderseits eine horizontale Einziehung und darauf in scharfem Winkel je eine geradlinige schräg ausladende Fortsetzung folgt; unmittelbar vor dem unteren Ende der Platte springt beiderseits<sup>1)</sup> wieder in schärfstem Winkel je ein Flügelansatz heraus, worauf der untere Rand der Platte mittels schwacher Kurve den Anschluß an den Bügel vollzieht. In dieser Zeichnung des Umrisses mit seinen schroffen Vor- und Rücksprüngen und dem

<sup>1)</sup> Auf der rechten Seite durch den angebackenen Rost etwas verundeutlicht.

Wechsel verschiedener Geraden und Kurven verrät sich ein Sinn für straffe konzentrierte Formgebung, die in ganz unverkennbarem Gegensatz zu der weichen auseinanderquellenden Tendenz an der Fibel Nr. 7 steht. Aber auch die übrigen Teile bestätigen diese Wahrnehmung. Der Bügel ist nicht breit und flach, sondern schmal und wulstig mit steil abfallenden Flanken. Die Fußplatte endlich setzt wieder mit horizontaler Begrenzung an den Bügel an, anstatt in sanfter Schräge beiderseits abzufallen; sie bildet darum ein Dreieck und keine Raute wie an Nr. 7. Unmittelbar oberhalb der abgerundeten Spitze entsendet die Fußplatte wieder zwei Flügel, die aber nicht als weiche Verkröpfungen, sondern gleichsam als Ausdruck innerer formzwingender Kräfte erscheinen und zugleich den Gegensatz zwischen der Breite oben und der Verschmälerung unten durch Herstellung eines Überganges versöhnen sollen.

In der äußeren Form der Schnalle Nr. 8 verrät sich somit jener sichere Sinn für Umriß und Isolierung, der die gesamte Entwicklung der bildenden Kunst bei den führenden Völkern des Altertums charakterisiert hatte, von Barbaren dagegen schwerlich vorausgesetzt werden darf. Dabei ist die Umrißbildung nichts weniger als von haarscharfer Reinheit; sie macht im Gegenteil den Eindruck der Sorglosigkeit wie sie eben die Sicherheit und die Gewohnheit dutzendmässiger Produktion mit sich bringt und die mit der Verständnislosigkeit und künstlerischen Ohnmacht von Barbaren nicht verwechselt werden kann. Das gleiche zeigt sich nur noch deutlicher an der Dekoration. Diese ist an Kopf- und Fußplatte (der Bügel ist ornamentlos, um den Funktionsausdruck der inneren Spannung zu voller und ungestörter Wirkung gelangen zu lassen), fast ausschließlich durch je 4 eingeschlagene Kreise mit zentralem Punkt bestritten, die insofern an eine konzentrische Anordnung erinnern, als dem Bügel zunächst oben und unten je zwei Kreise nebeneinanderstehen, während gegen die Enden hin die je zwei übrigen einzeln aufeinander folgen und somit gewissermaßen die Spitzen zweier Dreiecke mit gegen die gemeinsame Mitte gekehrter Basis bilden. Der Arbeiter hat aber hiebei durchaus nicht peinlich darauf gesehen, für jeden Kreis den mathe-

matisch richtigen Fleck in der Fläche zu treffen, sondern er hat die Punzen nachlässig und auf Geratewohl eingeschlagen, was sich besonders am Kopfstücke verrät.

Außerdem sieht man aber sowohl um die Kopf- als die Fußplatte nächst dem Rande eine wieder durch reihenweise eingeschlagene feine Punzen hergestellte Linie herumziehen: dadurch erscheint den Flächen ein doppelter Umriß (die natürliche Außengrenze und die sie in schmalen Abstände begleitende Linie) verliehen, der für die oströmische Kunst vom V. bis zum IX. Jh. ganz charakteristisch ist. Über die stilistische Bedeutung der schmalen Randzone, die also durch das Spatium zwischen den beiden Umrissen gebildet wird, kann ich mich an dieser Stelle nicht ausführlicher verbreiten.

Um noch einmal auf die eingeschlagenen Kreislinien mit zentralem Punkt zurückzukommen, muß von diesen erwähnt werden, daß sie zwar vermöge ihrer einfachen geometrischen Konfiguration bereits seit altorientalischer Zeit ihre Vorläufer gehabt haben, daß aber ihre Verwendung auf Metall und Bein etwa seit dem II. Jh. n. Chr. eine ganz außerordentliche Verbreitung gefunden und dieselbe bis in das VIII. Jh. beibehalten hat. Diese höchst auffallende Vorliebe für das einfache Motiv muß ihre Ursache gehabt haben und es wird sich sofort an dem letzten Krainburger Fundobjekte auf Taf. III, dessen Betrachtung uns noch erübrigt, Gelegenheit geben, wenigstens einige Andeutungen darüber vorzubringen.

Dieses Objekt ist der unter Nr. 1 abgebildete Beinkamm. Seine Form ist eine längliche, aber mit dem flachen Bogen, in dem er oben an der Griffseite abschließt, und in den steilen Schrägen, in denen die Schmalseiten abfallen, verrät sich noch ein Zusammenhang mit den spätrömischen dreieckigen Kämmen, wie sie die dänischen Moorfunde, die Trierer Thermen und selbst noch die Gräber fränkischer Auxiliaren zu Furfooz geliefert haben. Die segmentförmig abgeschlossene Grifffläche des Kammes ist nun beiderseits mit je einem aufgenagelten Beinplättchen verstärkt und diese Plättchen sind es mit ihren Gravierungen von Menschen- und Tierfiguren, die unser besonderes Interesse herausfordern. Auf einem der beiden Plättchen ist zwar die Zeichnung bis auf geringe Reste vollständig zerstört; die andere, die auf

Taf. III abgebildet erscheint, ist aber leidlich gut erhalten. Figürliche Gravierungen dieser Art sind von der größten Seltenheit; an Beinkämmen wüßte ich eine Parallele dafür augenblicklich überhaupt nicht zu nennen. Mit Rücksicht auf diesen Mangel an geeignetem Vergleichsmaterial wird man es entschuldbar finden, daß ich, wie ich von vornherein bekennen will, außer Stande bin, heute bereits eine befriedigende ikonographische Deutung dafür zu geben. Meine Betrachtungen können sich daher wesentlich bloß auf die stilistische Beschaffenheit der Figuren erstrecken; doch ist es wohl schon ein Gewinn, sich wenigstens nach dieser Richtung ein Bild von einem bisher noch fast gänzlich unbekanntem Kunstübungs- und Darstellungsgebiete zu verschaffen.

Die einzelnen Figuren folgen friesartig aufeinander und bewegen sich von rechts und links her einem Mittelpunkt zu, der aber nicht streng in der Mitte des Streifens, sondern etwas rechts davon gelegen ist. Er wird bezeichnet durch einen Gegenstand, der eine sichere Deutung leider nicht gestattet; man möchte ihn am liebsten als einen Stiefel bezeichnen mit aufrechtstehendem Schaft und linkswärts gerichteter Spitze, die jedoch nicht geschlossen ist. Daß dem Gegenstand just die bedeutungsvolle Stellung in der Mitte angewiesen wurde, muß seinen guten Grund gehabt haben; vielleicht ruht darin der Schlüssel zur ikonographischen Bestimmung der ganzen Darstellung. Ich vermag in dem Gegenstande zunächst nichts anderes als einen isoliert für sich zur Darstellung gebrachten Fuß zu erblicken; Stützpunkte für die Richtigkeit dieser Vermutung sind allerdings nur erstens die analog gezeichneten Füße der links in einigem Abstand davon gezeichneten menschlichen Figur, zweitens die Erfahrung, daß an solchen Arbeiten des VI. bis VIII. Jhs., die zweifellos unter dem Einflusse germanischen Geschmackes entstanden sind, die dekorative Verwendung einzelner abgeschnittener Hände, Arme und Füße nicht selten ist.

Dieser rätselhafte Gegenstand in der Mitte ist aber hier nicht der einzige solche; denn rechts davon bemerkt man einen zweiten, der als eine horizontal auf dem Boden liegende, aus fünf Gerten komponierte Geißel mit rechtswärts gekehrtem Stiel angesehen, aber auch als eine isolierte fünf-

fingerige Hand gedeutet werden kann, welche letztere dann um das Gelenk ein Armband gelegt hätte. Mit diesen tastenden Deutungsversuchen müssen wir uns vorläufig bescheiden. Glücklicherweise gibt es auch Figuren auf dem Kamme, die eine sicherere Erklärung zulassen.

Rechts und links von den zwei beschriebenen Dingen sehen wir je ein großes vierfüßiges Tier in gleichmäßiger Affrontierung der Profile einander gegenübergestellt. Ein gestreckter Körper, der sich nach hinten etwas verjüngt; ein langer, in seiner Mitte auffallend in die Höhe gebogener Hals und ein langer Kopf ohne Augen mit großer, aber nicht geöffneter Schnauze, während ein Fortsatz über der Stirn als Ohr oder Geweih gedeutet werden kann. Der Profilstellung entsprechend sind nur je ein Vorder- und Hinterbein sichtbar, die an den unteren Enden nicht geschlossen erscheinen, was auch von der Zeichnung der Schnauze gilt; was am linksstehenden Tier als zweites Hinterbein aufgefaßt werden könnte, dürfte als Phallus zu erklären sein; endlich am hinteren Ende jedes Tieres ein kurzer horizontal bewegter Schwanz. Oberhalb der Köpfe, insbesondere des rechtsseitigen, gewahrt man einige schräge Striche, die augenscheinlich mit dem gleichen Instrument hervorgebracht wurden, mit dem die Figuren graviert sind. Man müßte hienach annehmen, daß diese Striche nicht ohne Bedeutung angebracht wurden; auf eine Bestimmung derselben muß ich dermalen verzichten.

Die zoologische Bestimmung der beschriebenen zwei Tierfiguren, in denen möglicherweise Männchen und Weibchen einer und derselben Spezies zu erkennen sind, ist allerdings eine schwierige; man wird sich dabei am ehesten die Wahl zwischen Hirsch und Pferd offen halten. Der auffallend gebogene Hals und die gegeneinander ausgestreckten Schnauzen, die nur mehr durch den rätselhaften „Fuß“ dazwischen getrennt werden, lassen die Deutung zu, daß die beiden Tiere kampflustig aufeinander losfahren.

Ganz sicheren Boden finden wir nur dort, wo es sich um die Betrachtung der stilistischen Eigentümlichkeiten handelt. Es ist eine gravierte Umrißzeichnung, wobei aber die offenen Spitzen der Füße und der Schnauze verraten, daß nicht ein haptischer Umriß (der absolute Geschlossenheit

erfordert hätte), sondern ein optischer gemeint ist, das heißt, daß die Linien nicht als die tastbaren Begrenzungen, sondern als die sichtbaren Randschatten der Figuren aufzufassen sind. Die sichere Führung der Umrißlinien und die typische Bildung der Einzelheiten läßt auf häufigere Übung auf Grund eines gefesteten Wollens schließen. Auffallend ist das Fehlen der Augen, die dem Erzeuger an den Tieren vielleicht als irrelevant erschienen sein mochten.

Rechts von der beschriebenen Gruppe hat nur mehr eine Tierfigur Platz gefunden. Ihre Körperbildung ist in allem wesentlichen dieselbe, wie wir sie soeben kennen gelernt haben, nur der Kopf ist kürzer und die Schnauze weit geöffnet; wenn man das Tier schon bestimmen soll, möchte man am ehesten auf einen Hund raten.

Wichtiger ist, was wir links von der zentralen Gruppe wahrnehmen. Unser Hauptinteresse fordert die menschliche Figur heraus, die zunächst nach links folgt. Sie scheint nackt, die Beine im Profil nach rechts, Rumpf und Kopf gerade gegen den Beschauer gewendet. Im ovalen Kopf sind mit zwei Punkten und zwei Strichen Augen, Nase und Mund angedeutet. Die Arme hat die Figur beiderseits von sich gestreckt und etwas aufwärts gerichtet. Der rechte Arm ist vom Ellbogen ab gegen die Hand hin fast völlig verwischt; der nach rechts ausgestreckte linke Arm hingegen ist von einer unnatürlichen Länge und endet in zwei abwärts gekrümmten Strichen, die man zunächst als Andeutung der Finger zu erklären versucht ist, unter denen aber allerdings auch ein in der Hand gehaltener Gegenstand (eine Peitsche?) gemeint sein könnte. Auf letztere Vermutung führt namentlich der Umstand, daß unterhalb des langen ausgestreckten Armes zwei Dinge sichtbar sind, die genau dem „Fuß“ in der Mitte entsprechen. In der Reproduktion treten sie zwar nur schwach hervor, aber am Original lassen sie sich über jeden Zweifel hinaus feststellen; nur sind diesmal die Spitzen nach rechts gekehrt und die Schäfte sind oben nicht geschlossen sondern offen. Es liegt nun die Möglichkeit vor, auch in der darüber ausgestreckten Hand der menschlichen Figur den andern Gegenstand zu erblicken, den wir rechts vom zentralen „Fuß“ am Boden liegend angetroffen haben; anderseits wurde von dem Gegenstande

selbst schon gesagt, daß er die Deutung auf eine isoliert zur Darstellung gebrachte Hand zuläßt.

Wenn nun das Ikonographische leider auch an unserer Menschenfigur für alle möglichen Zweifel Raum läßt, so ist das Ergebnis ihrer stilistischen Betrachtung ein umso festeres. Die Zeichnung ist nicht entfernt so sicher und „stilvoll“ als an den Tierfiguren und beweist somit, daß hiefür eine ähnliche Übung und Tradition wie dort nicht vorlag. Umso wichtiger ist es daher festzuhalten, daß die Figur sich geradewegs nach dem Beschauer heraus wendet; die Gesamtkomposition hätte nämlich eher eine Profilstellung erfordert, welcher Forderung jedoch lediglich durch die Bewegung der Beine Genüge getan wurde, wogegen man hinsichtlich des übrigen Körpers und insbesondere hinsichtlich des Kopfes die direkte Wendung zum Beschauer vorzog, was allein schon eine nichtantike Anschauungs- und Vorstellungsweise des Arbeiters verrät. Der Charakter der optischen Skizzierung an Stelle tastbarer Begrenzung gelangt namentlich in der Gesichtsbildung zu unverkennbarem Ausdruck; es ist endlich nicht nachdrücklich genug hervorzuheben, daß die Augen hier scharfe Betonung gefunden haben, während sie an den Tierfiguren ohne Ausnahme außer acht gelassen erscheinen.

Nach links hin bemerkt man hinter der beschriebenen menschlichen Figur noch zwei Tiere, die nur in ihrer Kopfbildung individuelle Züge enthalten. Zuerst ein Tier, dessen Kopf mit langer, etwas geöffneter Schnauze ohne Vermittlung eines Halses in der gleichen Horizontale in den Rücken übergeht; im Nacken erscheint ein Ohr. Ich möchte vorschlagen, einen Eber darin zu erblicken. Am Schlusse endlich ein Tier mit erhobenem Kopf, das man ebensogut als Reh wie als Hund deuten könnte.

Was uns namentlich die stilistische Betrachtung der menschlichen Figur gelehrt hat, läßt mit großer Bestimmtheit auf die Entstehung dieser Gravierungen außerhalb einer mittelländischen Werkstatt, die wie manche Metallwarenfabriken jener Zeit, die normale Fortsetzung der vormaligen römischen Betriebstätigkeit repräsentiert hätte, schließen. Das Eigentümliche dieser Gravierungen fanden wir einmal darin, daß die Tierfiguren einen bestimmten, festen Stil verrieten, was von der

Menschenfigur weniger behauptet werden konnte. Der Stil nun, wie er namentlich an dem rechtsseitigen der beiden zentralen Tiere entgegentritt, ist kein origineller, sondern es ist dieselbe Profilhaltung und die gleiche Stilisierung von Leib und Beinen, wie wir sie an den zahlreichen, namentlich mit Email verzierten Tierfibeln der früheren und mittleren römischen Kaiserzeit, ferner an den bekannten Messergriffen aus Bein und Bronze mit der Darstellung der Hasenjagd antreffen. Freilich möchte ich mich vorerst darauf beschränken, diese Übereinstimmung einfach zu notieren; einen bestimmten Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen anzunehmen, scheint mir heute noch zu gewagt. Als spezifisches Eigentum der Arbeiten darf die optische Anschauungsweise bezeichnet werden, die sich namentlich in der teilweisen Nichtgeschlossenheit der Umrisse und in der Gesichtsbildung der menschlichen Figur zweifellos verrät.

Endlich muß noch der eingegrabenen Kreisfiguren mit zentralem Punkte gedacht werden, die hauptsächlich zu dem Zwecke angebracht wurden, um den zwischen den Figuren freibleibenden Grund zu mustern. Das Nichtantike, das in diesem erst seit dem beginnenden Mittelalter aufgekomenen System, Figuren nicht auf einen glatten Grund („Reliefgrund“) sondern auf einen gemusterten Grund zu setzen, gelegen ist, habe ich in der „Spätromischen Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn“ wiederholt (S. 115, 144) aufzuzeigen versucht. Ob es nur auf Lässigkeit oder auf einer Absicht beruhte, daß auch die zwei letzten Tierfiguren am rechten Ende sich eine Musterung mit den gleichen Motiven gefallen lassen mußten, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die gleichen Kreisfiguren mit zentralem Punkte haben aber auch am Körper des Kammes selbst, und zwar an den dreieckigen Flächen mit denen er an beiden Schmalenden abschließt, Aufnahme gefunden. Es ist beiderseits nur je ein solcher Kreis, der aber die Phantasie sofort dazu anregt, darin ein Auge zu erblicken, wodurch jedem der beiden Schmalenden die (künstlerische) Bedeutung des Kopfes eines Lebewesens verliehen erscheint. Man könnte darin bloßen Zufall sehen, wenn es nicht an so zahlreichen Denkmalen wiederkehren

würde. Es ist hier nicht der Ort den Nachweis zu führen, wie schon in der späteren römischen Kaiserzeit die Kreise mit zentralem Punkte das willkommene Mittel boten, um die Flächen gleichsam vitalistisch zu beleben, welche Neigung uns in der Zeit des Neuplatonismus durchaus verständlich erscheinen muß. Ich begnüge mich damit, als Zeugnis dessen in Fig. 215 ein durchbrochenes römisches Bronzebeschlag des III.—IV. Jh., ehemals in der Sammlung Thewalt zu Cöln, gegenwärtig im königlichen Zeughause zu Berlin, zur

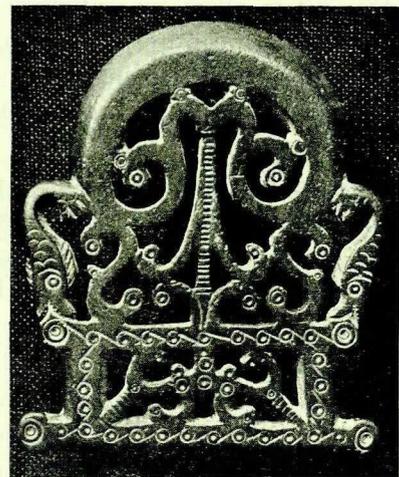


Fig. 115 Durchbrochenes Bronzebeschlag.  
Römisch, III. Jh. n. Chr.

Abbildung<sup>1)</sup> zu bringen, dessen geschwungene Ranken vermöge der ihnen aufgeprägten „Augen“ von einer regen und entgegenkommenden Phantasie unschwierig zu „Wurmbildern“ umgedeutet werden konnten. Gerade für diese Neigung haben aber die germanischen Stämme ein ganz besonderes Verständnis gehabt und die Zoomorphisierung der Formen, die wir geradezu als das Leitmotiv beim Übergange vom mittelländisch-spätantiken zum germanisch-frühmittelalterlichen Stil ansehen dürften, sehen wir zuallererst in den dänischen Moorfundten mit der Belebung der für den nordischen Beschauer toten Formen und Flächen durch „Augen“ einsetzen und dieses Mittel überhaupt als ein bahnbrechendes gebrauchen. Ledig-

<sup>1)</sup> Die ihr zugrundeliegende Photographie verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Herren von UBISCH und Dr. POPPELREUTER.

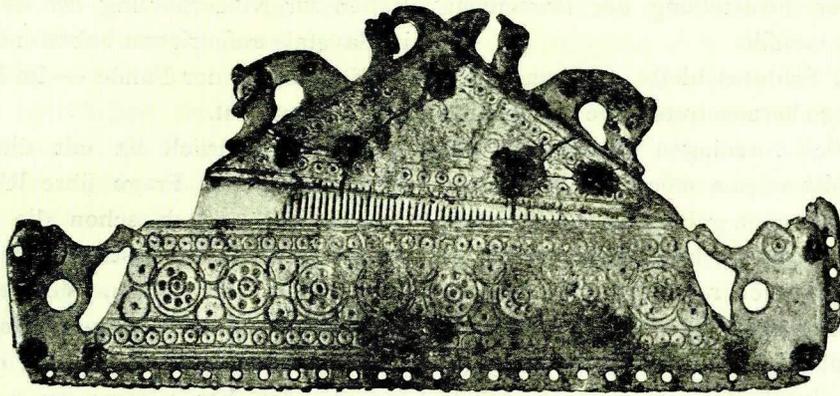


Fig. 216 Beinkamm, durchbrochen geschnitzt und graviert. Aus Furfooz. Namur, Museum

lich als Beispiel hiefür möge in Fig. 216 ein Kamm aus den Gräbern fränkischer Auxiliaren zu Furfooz aus dem V. Jh., gegenwärtig im Museum zu Namur, Abbildung finden. Man bemerke die Köpfe, die das Futteral an den Schmalseiten abschließen, und deren Rachenbildung vollständig mit derjenigen an der Krainburger S-Fibel auf unserer Taf. III, Nr. 6 übereinstimmt. So sehen wir schon im V. Jh. an Gegenständen, die wir nach der (dreieckigen) Form und der sicheren Arbeit noch in einem römischen Atelier gefertigt annehmen müssen, Tierköpfe zur Dekoration verwendet, die ganz wesentlich von den eingeschlagenen Kreisäugen ihre vitalistische Bedeutung empfangen.

Die Gravierungen auf der andern Seite des Krainburger Kammes sind, wie schon bemerkt, größtenteils zerstört, weshalb es unterlassen wurde, auch diese Seite hier zur Abbildung zu bringen. Was von der ehemaligen Darstellung noch auszunehmen ist, läßt allerdings das Verschwinden des übrigen lebhaft bedauern. Man gewahrt einmal den Vorderleib eines der Tiere mit aufgebogenem Halse, wie ihrer zwei in der vorhin beschriebenen Darstellung die Mitte bilden; dicht dahinter nach links den Oberkörper einer menschlichen Figur mit aufgebogenen, aber kürzeren Armen; leider ist nicht genau anzunehmen, ob die Figur vor dem erwähnten Tiere stehend gedacht ist. In beiden Händen hält die Figur je einen fächerartig ausgebreiteten Gegenstand, sofern nicht die Finger der Hände selbst darunter gemeint sind; von der rechten Hand geht überdies eine gebrochene Linie aus, die die Verbindung mit einem linkswärts

darauffolgenden vierstrahligen Stern, mit zwei Kreisen zwischen zwei Zacken, herstellt. Noch weiter links erscheint der Rumpf einer zweiten Menschenfigur mit zwei symmetrisch ausgebreiteten Armen, die im Oberteil horizontal, vom Ellbogen an vertikal abwärts gehalten sind.

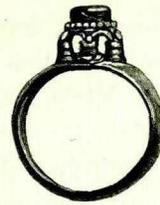


Fig. 217 Goldring, Sammlung PAVŠLAR, Krainburg

Zum Schlusse sei noch ein Goldring aus PAVŠLARSchem Besitze zur Abbildung (Fig. 217) gebracht, dessen Reif an der Außenseite (Schlußvignette Fig. 218) leicht zugespitzt erscheint und dessen schwach mugliger goldener Kopf auf einem durch sechs Rundbogenarkaden gebildeten Untersatze ruht. Namentlich durch letztere Eigentümlichkeit tritt er in nächste Beziehung zu einem ähnlichen Ring, der im Jahre 1901 zu Studenci bei Imoski in Dalmatien gefunden und von F. BULIĆ im *Bullettino Dalmato* 1902, Taf. XII 3, S. 211 publiziert worden war. Ein anderes, der Form nach mit dem Krainburger fast identisches Beispiel liegt unter den langobardischen Gräberfunden im Museum zu Cividale. Es ist dies ein Typus der später auf byzantinisch-südslavischem Gebiete große Verbreitung gefunden hat. Ich glaube sein Vorkommen in Krainburg hier noch ausdrücklich anmerken zu sollen, da er einen weite-

ren Fingerzeig zur Feststellung der Provenienz des Gesamtfundes enthält.

Denn nun am Schlusse bleibt auch uns nicht erspart an die Frage heranzutreten, die wohl Laien an erster Stelle sich vorzulegen pflegen und vor allen anderen gelöst wissen möchten: wer waren die Leute, die diese Sachen gebraucht und getragen hatten, und wer hat die Sachen fabriziert?

Es ist ein begreiflicher Wunsch der gegenwärtigen Bewohner jener Gegenden, daß sie dabei am liebsten auf die Spuren ihrer einstigen Vorfahren gestoßen sein möchten, von denen sich ja aus den „dunklen“ Jahrhunderten der mitteleuropäischen Geschichte sonst fast gar keine Kunde erhalten hat. Diese Hoffnung müßte allerdings schon jetzt als eine trügerische bezeichnet werden. Der Grundstock der heutigen Bevölkerung von Krainburg und Umgebung ist ein slawischer; was wir jedoch von den Sitten und Gebräuchen und insbesondere von der Bestattungsweise der Slawen im VI. und VII. Jh. wissen, läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß sie es sind, deren Angehörige in den Gräbern an der Save unterhalb der Krainburger Terrasse ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Alles weist vielmehr übereinstimmend auf die sepulkralen Gebräuche der germanischen Stämme. Die Quellen lassen uns allerdings heute vollkommen im Dunklen darüber, welcher Splitter germanischer Völker um die Zeit zwischen 550 und 650 n. Chr. im Savetale kampiert haben könnte; aber mit Rücksicht darauf, daß ein solcher Wachposten im Savetale schwerlich aus anderen Gründen, als entweder zum Schutze der seit 568 n. Chr. bestehenden Langobardenherrschaft in Italien oder aber zum Schutze vor den Übergriffen dieser Herrschaft errichtet sein konnte, muß er sich wohl entweder aus Langobarden oder aus Franken zusammengesetzt haben. Erwägen wir nun, daß die Parallelen zu den Fundstücken, die wir im vorstehenden kennen gelernt haben, überwiegend in Italien und ostwärts davon zu finden waren und zum Teil nachweislich auch in den langobardischen Grabfeldern von CastelTrosino, Cividale, Nocera Umbra anzutreffen sind, wird man mit größter Wahrscheinlichkeit darauf schließen dürfen, daß uns zu Krainburg die Hinterlassenschaft eines Wachpostens erhalten geblieben ist, den die Longobarden bei ihrem Einmarsch in

Italien zur Niederhaltung der slawischen Stämme im Savetale aufgerichtet haben und der — wiederum nach Auskunft der Funde — im Laufe des VII. Jh. eingegangen ist.

Aber natürlich ist mit dieser Lösung der ethnographischen Frage (ihre Richtigkeit vorausgesetzt) nicht auch schon die Frage nach der technischen und künstlerischen Provenienz der Fundstücke entschieden. Von einzelnen Gegenständen darf es aus triftigen Gründen als ganz ausgeschlossen bezeichnet werden, daß sie aus Barbarenhänden hervorgegangen sein könnten; die Sicherheit des Geschmackes und der technischen Mache, die wir daran beobachten konnten, wies uns vielmehr zwingend auf die Vermutung ihrer Entstehung in einem mittelländischen Atelier, das unter dem bestimmten Einflusse der oströmischen Kultur gestanden hätte. Dieser Forderung konnten mindestens zu einem Teile wohl auch von Romanen geleitete Ateliers in Italien genügen, die gewissermaßen die Tradition des römischen Kunstgewerbes über das Jahr 476 n. Chr. hinaus repräsentierten. Es ist in der Tat nicht einzusehen, weshalb die noch im V. Jh. nachweisbar ansehnliche kunstgewerbliche Tätigkeit in den italienischen Städten im VI. Jh. so gut wie erloschen sein sollte und weshalb die Langobarden, die wenigstens in den ersten Jahrzehnten nach der Besetzung Italiens ganz anderes zu tun hatten als die geduldheischenden Künste der Werkstatt zu pflegen, nicht die bezüglichlichen Dienste ihrer Untertanen in Anspruch genommen haben sollten.

Was endlich die Zeitstellung betrifft, so erscheint dafür mit der spätesten in den Krainburger Gräbern bisher gefundenen Münze Justins II (565 bis 578) etwa das Jahr 570 als approximativer Terminus ante quem non bestimmt. Auf das VI. Jh. als früheste Entstehungszeit wurden wir auch durch die stilistische Betrachtung gewiesen; der Umstand, daß unter den auf PAVSLARSchem Grunde geöffneten Gräbern eines ausschließlich römische Sachen, etwa des III. Jh. enthielt, entkräftet natürlich nicht jene Datierung, sondern beweist lediglich das vereinzelte Vorkommen früherer Bestattungen an der Stätte des späteren langobardischen Friedhofes. Andererseits reicht die Entstehung zahlreicher Fundstücke gewiß in das VII. Jh. herab; über die Mitte desselben dürften sie sich jedoch nicht erstrecken,

da Gegenstände von vorgeschrittener Stilentwicklung, insbesondere mit zoomorphisierten Flächenverzierungen, bisher nicht in einem Stücke zu Tage gekommen sind. Es haben zwar sowohl das Laibacher Rudolfinum als die PAVŠLARSche Sammlung eine Anzahl von Eisenschmuckstücken aufzuweisen, die bisher noch nicht gereinigt wurden, so daß es noch immer offene Möglichkeit bleibt, es möchten darauf unter dem Roste Tauschierungen vorhanden sein, die an und für sich, selbst wenn sie nicht zoomorphisierte Bandverschlingungen darstellen sollten, auf eine spätere Entstehung, frühestens im VII. Jh., schließen lassen würden. Aber schon der Umstand allein, daß unter den

nicht verrosteten Bronzesachen das zoomorphisierte Flächenornament noch vollständig fehlt, läßt von einer künftigen Reinigung der Eisensachen kaum ein solches Ergebnis erwarten, daß dadurch die oben gegebene Datierung des Gesamtfundes eine wesentliche Verschiebung erfahren könnte. Es dürfte vielmehr dauernd einer der wichtigsten Vorzüge der Krainburger Funde bleiben, daß sie verhältnismäßig zu den ältesten und daher entwicklungsgeschichtlich interessantesten unter allen bisher in der österreichischen Reichshälfte zutage getretenen Funden aus der Völkerwanderungszeit im weitesten Sinne des Wortes zählen.

ALOIS RIEGL



Fig. 218

Der Kopf des Goldringes Fig. 217 in Draufsicht